

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Festgabe zum Jubiläum der vierzigjährigen Regierung
seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Friedrich von
Baden**

Friedrich <I., Baden, Großherzog>

Karlsruhe, 1892

Geschichte und Literatur von Arthur Böhntlingk

[urn:nbn:de:bsz:31-280153](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-280153)

GESCHICHTE UND LITERATUR

VON

ARTHUR BÖHTLINGK.

GEORGIUS AD INTERIUS

Die Zusammenfassung von politischer und literarischer Geschichte zu einem Lehramt und die Uebertragung desselben auf einen Historiker von Fach, wie bei uns in Karlsruhe, ist zur Zeit an den deutschen Hochschulen, wenigstens in Deutschland, ein Unicum. Die Frage, ob diese enge Verknüpfung der beiden Disciplinen wissenschaftlich begründet und zeitgemäss sei, ist daher gewiss berechtigt. Als derzeitiger Inhaber des betreffenden Lehrstuhls sei mir verstattet, mittels einer kurzen Betrachtung über die Wesenart beider Fächer und ihr Verhältniss zu einander auf die mir besonders naheliegende Frage zu antworten.

Die Geschichtswissenschaft hat zu ihrem Gegenstande: die Entwicklung und Geschieke der Völker als Gemeinwesen, demnach dieses Gemeinwesen selbst. Das Gemeinwesen aber wurzelt und gipfelt im Staatengebilde. Völker- und Staatengeschichte sind daher, wiewohl Volksthum im engeren Sinn und Staat sich keineswegs immer decken, unzertrennlich. Nur diejenigen Völker besitzen eine Geschichte, welche — wenn auch nur vorübergehend — ein staatliches Gemeinwesen selbstthätig ausgebildet haben. Je höher entwickelt ein solches Staatswesen, desto höher die Cultur der betreffenden Völkerschaft, desto schwerer wiegt dieselbe in der Geschichte der Menschheit. Kleine Gemeinwesen wie die städtischen Republiken von Athen und Rom haben, einem Samenkorn vergleichbar, das zu einem mächtigen Baum heranwächst, ihre Blüten und Früchte tragenden Aeste im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende nachgerade über alle Culturvölker der Erde ausgebreitet. Von ihnen gilt was Schiller, der Künstler, (in »Breite und Tiefe«) über den Menschen als solchen und die Tragweite seiner Leistung sagt:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Grosses geboren,
Der sammle still und unerschlaft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Die hohe künstlerische Beanlagung der Athener ist naturnothwendig in ihrem Staatswesen ebenso zum Ausdruck gekommen, wie in ihren marmornen Tempeln und

Göttergebilden, in den Werken ihrer Dichter und Denker. Dieses Alles ist bei ihnen so unauflöslich mit einander verbunden, zu einem organischen Ganzen verwachsen, wie Baum und Blüthe, Leib und Seele. Die herrlichen Gebilde der Künste sind nicht nur der Schmuck ihres Staatsgebäudes gewesen, sondern auch deren Träger, Eines hat das Andere erzeugt und gefördert. Die Gesänge Homers waren die naturgemässe Kost für die Jünglinge, welche zu Vollbürgern eines Staatswesens erzogen wurden, zu welchem die Idealwelt eines Plato hinführt, in welchem diese ihren Abschluss findet.

Der inneren Vollendung folgte die Wirkung nach aussen, der Vertiefung die Ausbreitung: Aristoteles, der Schüler des Plato, wurde der Mentor jenes Alexander, welcher die griechische Cultur bis an den Indus trug.

Die Schriften des Plato und Aristoteles sind für die Kenntniss des athenischen Staatswesens unsere ergiebigste und zuverlässigste Quelle.

Wo Geistesgeschichte und politische Geschichte in der Wirklichkeit so in einander übergehen, eine so greifbare Einheit bilden, kann der Geschichtsschreiber, dem es um den Kern und das Ganze zu thun ist, der nach dem ursächlichen Zusammenhang der Dinge forscht, der durch Vergegenwärtigung des Vergangenen das Todte neu zu beleben, fruchtbar zu gestalten unternimmt, nicht anders als beide zugleich in's Auge fassen. Eine Geschichte Griechenlands ohne Athen, wäre ein Leib ohne Herz und Hirn, eine Geschichte Athens ohne dessen Geistesheroen ein haltloses Gerippe.

Was von der Geschichte Griechenlands gilt, gilt von der Geschichte eines jeden höher gearteten Culturvolkes. Es gilt denn auch, seitdem die Geschichtsschreibung auf wissenschaftlich-künstlerischer Grundlage zur vollen Entfaltung gelangt ist, als selbstverständlich, dass der Geschichtsschreiber eines solchen Volkes dessen Literatur in seine Darstellung mit aufzunehmen habe. Je mehr es ihm gelingt, die Wechselbeziehung zwischen politischer und literarischer Entwicklung, die enge Verknüpfung beider nachzuweisen und zur Anschauung zu bringen, desto näher kommt er dem Ideal, das ihm, der Natur seines Gegenstandes nach, vorschweben muss.

Unter »Literatur« ist aber im vorliegenden Fall vor Allem die sog. »schöne« Literatur, ist die Dichtung zu verstehen, und zwar deswegen, weil diese das Leben am unmittelbarsten und umfassendsten widerspiegelt, »der Erscheinungen Flucht« in die höchste und kürzeste Formel bringt. Nur in dem Maasse als ihm dieses gelingt, haben die Schöpfungen eines Dichters dauernden Werth. »Der Zweck des Schauspiels«, bekennt kein Geringerer als Shakespeare selbst durch den Mund seines Hamlet, »war und bleibt: — — — dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen«. Solches ist nicht nur Zweck des Drama's, sondern jeder Dichtung. Der Dichter ist der unvergänglichste und lebendigste, der unbestechlichste Zeuge seiner Zeit und demgemäss in gewissem Sinn die erste und wichtigste Quelle des

Historikers. Mit gerechtem Stolze besingt daher Ludwig Uhland »des Sängers Wiederkehr«:

Wohl Monden, Jahre sind verschwunden,	Doch, wie der Frühling wiederkehret
Cypressen wuchsen um sein Grab;	Mit frischer Kraft und Regsamkeit,
Die seinen Tod so herb empfunden,	So wandelt jetzt, verjüngt, verkläret,
Sie sanken alle selbst hinab.	Der Sänger in der neuen Zeit.

Er ist den Lebenden vereinet,
Vom Hauch des Grabes keine Spur!
Die Vorwelt, die ihn todt gemeinet,
Lebt selbst in seinem Liede nur.

Dem Historiker liegt die Dichtung nicht nur wegen ihres Inhalts nahe: an ihrer Form bildet er die eigene; nur mit Hilfe dieser, der künstlerischen Gestaltung, vermag er seinerseits die Ueberfülle des Stoffes zu bewältigen und seiner Darstellung Leben einzuhauchen. Jeder rechte Historiker ist ein Stück Dichter, mehr oder minder ein Dramatiker; soll seine Darstellung ein lebendiges Ganze bilden, den Gegenstand gewissermassen erschöpfen, demselben von Grund aus »gerecht« werden, so muss in seiner Erzählung Alles so nothwendig Eines das Andere bedingen und in sich zum Abschluss kommen, wie im Drama des Dichters.

Wahrheit und Dichtung sind überhaupt so wenig unvereinbare Grössen wie Wissenschaft und Kunst. Dieselben gehören untrennbar zusammen, bedingen und ergänzen einander gegenseitig. Erst ihre Vereinigung bezeichnet die höchste Potenz des menschlichen Geistes, den Höhepunkt seiner Erkenntniss und Schöpferkraft. Die Liebe zur Wahrheit führt naturnothwendig zur Schönheit, die Nichts ist als deren vollendetster Ausdruck.

»Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen«,
verkündet Schiller triumphirend im »Künstler«,

»Die schöpferische Kunst, umschliesst mit stillen Siegen
Des Geistes unermess'nes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein,
Wenn er auf einen Hügel mit euch steigt,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeigt.

Als Goethe uns die Geschichte seines überreichen Lebens, im Rückblick auf dasselbe geben wollte, nahm er seine Zuflucht zur »Dichtung«, nicht um der »Wahrheit« zu entfliehen, vielmehr diese so voll und rein als möglich zum Ausdruck

zu bringen. Er bedurfte dazu des in sich abgeschlossenen Bildes. Der Dichter greift überhaupt nach dem bildlichen Ausdruck, nicht um zu erfinden, sondern um das, was ihm auf der Seele brennt, so kurz, klar, gegenständlich (objectiv), so wahr als irgend möglich, auszusprechen, mittels der Anschauung. Auf diese Weise ist es Goethen in »Wahrheit und Dichtung« geglückt, uns mit seiner eigenen Entwicklung zugleich diejenige Deutschlands im Zeitalter Friedrichs des Grossen in wahrhaft klassischer Darstellung zu geben.

Trotz der Berufung auf Goethe selbst, ist es eine unnöthige, missliche »Correctur« der sog. Goethe-Philologie gewesen, dass man diese Selbstschau des Altmeisters, welche er selbst unter dem Titel: »Wahrheit und Dichtung« hat hinaus gehen lassen, nach einem halben Jahrhundert in »Dichtung und Wahrheit« umtaufen zu müssen gemeint hat. Durch diese Umstellung wird der Anschein geweckt, als wäre in dem Werke mehr Dichtung als Wahrheit vorhanden, während dasselbe eben dadurch gekennzeichnet wird und einen so einzigen, geradezu typischen Werth besitzt, dass historische und poetische Wahrheit in demselben zusammenfallen.

Das rechte Verständniss für das Verhältniss von Wissenschaft und Kunst, von »Wahrheit und Dichtung« im Goethe'schen Sinne, von Forschung und Darstellung, ist gerade heute, da die Archive geöffnet worden sind und die Geschichtswissenschaft so im Schwange ist, von grösster Bedeutung. Die leichte Zugänglichkeit der Urkunden, der Eifer diese zu Tage zu fördern und durch den Druck allgemein zugänglich zu machen, bewirken, dass es täglich schwerer wird, die Ueberfülle des Stoffes auch nur für einen kleinen Zeitraum zu beherrschen. Die Zahl der Sammler und Herausgeber wird immer grösser, die Zahl Derjenigen, welche aus den sich in's Ungeheuerliche anhäufenden Bausteinen ein Gebäude fügen, auf Grund der Urkunden eine Darstellung wagen, den Stoff sichten und formen, immer geringer. Je mehr Urkunden-Werke und Regesten, desto weniger lesbare Geschichtsbücher. An den Universitäten wird der Geschichtsunterricht immer mehr Urkundenlehre. Es werden weit mehr Archivare als Historiker ausgebildet. Diese Spezialisirung mittels der sog. philologischen Methode bringt die Jünger der Klio immer weiter ab von der »schönen« Literatur, der Dichtkunst. Ist doch die Trennung der Literaturgeschichte von der politischen bereits so weit gediehen, dass die Kunst der Geschichtsschreibung bei der jüngeren Generation nachgerade aussterben droht.

Und doch sollte der Hinblick auf die Meister, denen der Aufschwung der neueren deutschen Historiographie zu danken ist, vor Allem auf die Meisterwerke des unvergleichlichen L. v. Ranke selbst, welcher mit Recht als der eigentliche Vater und glänzendste Vertreter der neueren Geschichtsschreibung gefeiert wird, gerade vor dieser Klippe schützen. Was kennzeichnet die Geschichtsbücher Ranke's mehr, als die Durchgeistigung des Stoffes? Die enge Verknüpfung der geistigen und politischen Entwicklung, von Politik und Literatur? Dieses tritt vielleicht am deutlichsten zu

Tage in seinem letzten Riesenwerke, in seiner Weltgeschichte selbst, ist ihm diese doch ihrer ganzen Wesenart nach: »Entwicklung der Ideen in dem Antagonismus der Weltkräfte.« Ihm sind daher Moses mit seiner Schöpfungsgeschichte, Homer und alle die nachfolgenden griechischen Klassiker, welche die leitenden Ideen am reinsten und lebendigsten zum Ausdruck bringen, Ausgangspunkt und Endziel seiner ganzen Darstellung und Betrachtung. »Ein günstiges Geschick«, heisst es von Pindar, »hat uns die Siegesgesänge erhalten, in denen sich die Gesinnung ausspricht, die sich den höchsten Ideen widmet, ohne doch dem althergebrachten Götterdienste abzusagen. Pindar steht in der Mitte dieser Bewegung.« Von Aeschylus: »Seine Werke gehören ganz der neuen Epoche an, die nach den Perserkriegen eintrat; sie stellen den in sich selbst gährenden Geist der Griechen dar; von der neu erstandenen Bühne aus, die auch auf religiösen Festlichkeiten beruht, zieht er das Volk selbst in den Streit der Gedanken hinein.« Die Werke der Aeschylus, Sophokles und Euripides zumal werden von Ranke in seiner Weltgeschichte so eingehend dargelegt, wie nur irgend eine Staatsorganisation oder Action; Kriegszüge und diplomatische Verhandlungen treten verhältnissmässig zurück.

Auch Treitschke, seit dem Hingang Ranke's unstreitig der genialste und wirksamste deutsche Historiker, ist vor Allem dadurch gekennzeichnet, dass ihm die Geistesgeschichte so geläufig ist wie die politische. Auch er hat die Dichter in seine Darstellung der Weltereignisse aufgenommen. Zu jedem Zeitabschnitt seiner deutschen Geschichte gehört die Kennzeichnung der hervorragendsten während derselben entstandenen Werke der Literatur, insbesondere der Dichtkunst. Doch ist ihm die Verschmelzung der geistigen Strömung mit der politischen in diesem seinem grossen Geschichtswerke leider nicht in dem Maasse geglückt, wie in vielen seiner unvergleichlichen Essays. Die beiden Ströme fliessen oft mehr nebeneinander her, als dass sie in einander übergingen; der Causalnexus, die Wechselwirkung ist nicht immer genügend aufgeheilt. Das gilt selbst von einer so feinsinnigen und tieferfassten, congenialen Skizze, wie die von Goethe's »Westöstlichem Divan.« Dass diese Dichtung Goethe's Verhältniss zu Napoleon und den Freiheitskriegen veranschaulicht, worauf in diesem Zusammenhange am meisten ankommt, wird Niemand, welcher Treitschke's Darlegung liest, vermuthen. Goethe hat das zu dieser Erkenntniss Erforderliche selbst hervorgehoben. Beginnt das Buch des Sängers doch gleich mit einer Beziehung auf das Zeitalter:

»Nord und West und Süd zersplütern,
Throne bersten, Reiche zittern;
Flüchte Du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten . . . «

Wie Goethe sich selbst mit Hafis, so identifizirt er Napoleon mit Timur. Die Wahlverwandtschaft des greisen deutschen Sängers im 19. mit dem greisen persischen Dichter des 14. Jahrhunderts, insbesondere auch Hafis' Verhältniss zu dem damaligen

Welteroberer, wie Hammer solches in der Vorrede zu seiner Uebertragung trefflich dargelegt hat, wird von Treitschke nicht erwähnt und doch wird offenbar diese Aehnlichkeit der Lage nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, Goethe dahin zu begeistern, dass er, gleich Hafis, mit dem gewaltigen Kriegshelden, der ihm gegenüberstand, um den Lorbeer zu ringen unternahm.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu kosen,	Einer Welt von Lebenstrieben,
Deine Freuden zu erhöh'n,	Die in ihrer Fülle Drang
Knosp'n müssen tausend Rosen	Ahndeten schon Bullbul's Lieben,
Erst in Gluthen untergeln,	Seelerregenden Gesang.
Um ein Fläschchen zu besitzen,	Sollte jene Qual uns quälen,
Das den Ruch auf ewig hält,	Da sie unsre Lust vermehrt?
Schlank wie deine Fingerspitzen,	Hat nicht Myriaden Seelen
Da bedarf es einer Welt;	Timur's Herrschaft aufgezehrt?

Das Buch Timur-Napoleon ist leider ein Fragment geblieben, allein die beiden Ansätze desselben gehören zu dem Bezeichnendsten, was je über Napoleon ausgesagt worden ist.

Wer wollte leugnen, dass diese Begegnung von Goethe's Genius mit demjenigen des korsischen Caesar, dem halb Europa Jahre hindurch zu Füßen gelegen hat, ein Moment ist, das wie kaum ein anderes die ganze Epoche erleuchtet und veranschaulicht?

Aus dem Angeführten ist zur Genüge ersichtlich, wie die politische Geschichte, sofern man auf den Kern dringen will, der Literatur, d. h. der Dichtkunst, nicht entzogen werden kann. Am allerwenigsten vermag der Geschichtsschreiber selbst, dem es obliegt, seine Wissenschaft mittels der Kunst zu bewältigen, in Kunst gleichsam umzusetzen, sich ungestraft der »schönen«, oder, wie es in einer Ankündigung unserer Karlsruher Hochschule gelegentlich einmal geheissen hat, der »höheren« Literatur zu entschlagen. Wenn selbst bei Treitschke die Verknüpfung beider Disciplinen zu wünschen übrig lässt, so ist daraus ersichtlich, wie die Pflege derselben zur Zeit im Rückstand ist.

Aus der Unentbehrlichkeit der Dichtkunst für die Geschichtsschreibung lässt sich bereits auf die Unentbehrlichkeit der Geschichtskunst für die Geschichte der Literatur schliessen. Auch hierfür gibt uns kein Geringerer erwünschten Aufschluss als Goethe selbst, in welchem unsere gesammte Cultur wie zu einer Sonne vereinigt ist, deren Gluth Alles in Feuer wandelt, um es als Licht auszustrahlen.

»Indem ich mich bemühte«, heisst es im Vorwort zu Wahrheit und Dichtung, »die inneren Regungen, die äusseren Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen der Reihe nach darzustellen, so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt; die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen,

welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, treten hervor; ja, die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen den grössten Einfluss gehabt, mussten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach aussen abspiegelt. Hierzu wird aber kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den willigen als unwilligen mit sich fortreisst, bestimmt und bildet, dergestalt, dass man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach aussen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.

Mit anderen Worten: Der Einzelne kann nur aus seiner Zeit heraus, im Zusammenhang mit dieser, als ein Erzeugniss derselben begriffen werden. Das gilt von Niemanden mehr als vom Dichter. Was diesen von anderen Sterblichen unterscheidet, ist seine besonders rege Empfindung und Phantasie, seine grössere Empfänglichkeit und daraus erwachsende Schöpferkraft. Seine Eindrücke sind dementsprechend lebhafter, tiefer, dauernder. Er wurzelt fester als ein Anderer mit stumpferen Sinnen in der Scholle, auf der er zur Welt gekommen, in der Heimath, in welcher er heranwächst. Sein Wesen, und damit sein eingeborener Beruf, besteht darin, seine Innenwelt mittels der Sprache zum vollsten, lebendigsten Ausdruck zu bringen. Er ist daher durch die Sprache, die, mit Schiller zu reden, sein »geflügelt Werkzeug« ist, die ihm sein soll »was der Körper den Liebenden«, an sein Volksthum so unauflöslich gebunden, wie die Seele an den Leib. Ist er von echtem Schrot und Korn, so werden die Geschicke seines Volkes auch die seinigen sein, wird er seines Volkes Seele in seiner treuen Brust tragen, um sie aus sich selbst heraus zu entfalten und zu veredeln. Dieses jedoch vermag er nur, wenn er nach dem Höchsten strebt. Er muss, wie Goethe es in so grossartiger Weise gethan hat, und seinen Faust es aussprechen lässt: »Den Muth in sich fühlen, sich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen.«

«Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniessen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste preisen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern.»

Je mächtiger der Genius, je grösser dessen Empfänglichkeit, desto enger hängt er mit der Weltgeschichte zusammen, desto treuer spiegelt er sein Volksthum, sein Jahrhundert wieder, desto unauflöslicher ist er an dieses gekettet und dieses wiederum an ihn.

Die Riesengestalt eines Dante ist uns in ihrer ganzen Bedeutung erst klar, den weiteren Kreisen verständlich und lebendig geworden, seitdem wir sie historisch fixirt, im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Vaterstadt, seines Volkes, seiner Zeit, überhaupt der voraufgegangenen und nachfolgenden Jahrhunderte, erschaut haben.

Trotz all der von den Besten auf das Studium Goethe's verwendeten Arbeit, sind wir noch weit entfernt, für ihn erreicht zu haben, was in Bezug auf Dante geglückt ist. Nicht einmal seine Jugendepoche, bis zur Uebersiedelung nach Weimar, die er selbst in so mustergiltiger Weise klarge stellt hat, ist in diesem Sinne hinreichend Gemeingut geworden. Wie hat er es doch verstanden, mit seiner eigenen Geschichte zugleich diejenige seiner Vaterstadt zu geben, der althehrwürdigen Kaiserstadt am Main! Mit dieser zugleich die Geschichte des römischen Reiches deutscher Nation. Ob er als Student nach Leipzig oder Strassburg geht, oder an das Reichsgericht nach Wetzlar, wie innig verwächst doch seine Person mit der Geschichte seines Volkes, nicht nur mit der geistigen, auch mit der politischen! Wie unauflöslich diese mit einander verknüpft sind und wie der Dichter Nichts vermag, als: »dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen«, hat er an sich selber am besten erfahren. »Betrachtet man genau«, lautet abermals eine seiner grundlegenden Bemerkungen, welche das Verhältniss von politischer und literarischer Geschichte, von Wahrheit und Dichtung klarlegt, »was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel . . . Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Grossen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muss schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen«.

Wie unmittelbar Goethe selbst als Kind in seinem Vaterhause, in welchem der französische Befehlshaber sich einquartirt hatte, von dem siebenjährigen Kriege in Mitleidenschaft gezogen worden ist, hat er uns abermals selbst erzählt. Im Streit um Friedrich den Grossen und Maria Theresia, Habsburg und Hohenzollern, Oesterreich und Preussen ist sein Vater mit dem Grossvater zerfallen, der Friede in der Familie untergraben worden. Er selbst hatte mit der Begeisterung für den Heldenkönig die Zukunft der deutschen Nation in sein Herz aufgenommen.

Goethe sagt und schildert dieses alles selbst und doch hat kürzlich einer unserer geistvollsten und verdientesten Historiker, der sich die Culturgeschichte zu seinem Arbeitsfeld ausersehen hat und sich der Geistesgeschichte mit Vorliebe hingibt, bei einer Untersuchung der Wechselwirkung zwischen Staatengeschichte und Geistesgeschichte, eine Einwirkung Friedrichs des Grossen auf Goethe und seine Werke kurzweg leugnen zu müssen gemeint: der junge Goethe hätte 20 Jahre früher ebenso für den Prinzen Eugen geschwärmt! Als wenn er nicht eben dadurch ein völlig Anderer geworden

wäre? Gerade der Umstand, dass seine Jugendzeit in die Zeit von Friedrichs nationalen Grossthaten gefallen ist, eben Dieses hat, nach dem eigenen Geständnisse Goethes, wie nichts Anderes dazu beigetragen, ihn zu dem grossen Nationaldichter zu machen, der er ist. »Nur zehn Jahre früher oder später geboren«, sagt er abermals selbst in dem angezogenen Vorwort, und er wäre ein ganz Anderer geworden! Dieses an der Hand der Zeitgeschichte klar zu legen, eben darin setzt Goethe die Aufgabe eines Biographen.

Sollte Goethe, indem er hier von nur »zehn Jahren« Altersunterschied spricht nicht an seinen grossen, genau zehn Jahre jüngeren Dichtergenossen gedacht haben? Als Goethe sich mit seiner Iphigenie trug, dichtete Schiller die Räuber! Schiller selbst empfand bei der ersten Begegnung mit Goethe, kurz nach dessen Wiederkehr aus Italien, dass derselbe ihm nicht nur an Jahren, sondern vor Allem auch an inneren Erlebnissen, an Reife zu weit voraus sei, als dass sie damals bereits hätten zusammenwachsen können, wie es zehn Jahre später zum höchsten Segen für Beide und die deutsche Literatur nach und nach gekommen ist.

Die zwanzig Jahre Abstand zwischen Goethe und Lessing erläutern am besten das Urtheil Lessing's über Goethe's Jugendwerke, seinen »Götz« und seinen »Werther«. Als Jüngling in Leipzig hat Goethe, ohne sich selbst recht bewusst zu werden weshalb, Lessing geradezu gemieden. Er hat ihn, zu seinem tiefen Leidwesen, in Folge dessen nie gesehen; als er sich endlich entschlossen hatte, zu ihm nach Wolfenbüttel zu wallfahrten, ist Lessing gestorben.

Bei Genie's wie Lessing, Goethe oder Schiller ist die Tragweite eines Jahrzehnts nicht zu ermessen. In seinen jungen Tagen fühlte sich Goethe von Stunde zu Stunde ein Anderer werden. Er hat Zeitlebens keinen Stillstand gekannt. Mit der Wette, die Faust dem Mephistopheles bietet, war es ihm heiligster Ernst:

»Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!« —

So hat es Goethe bis zu seinem letzten Athemzuge gehalten.

Wie der siebenjährige Krieg das Weltereigniss von Goethe's Knabenzeit und Friedrich der Grosse der Nationalheld gewesen ist, der es ihm angethan, so hat er im späteren Mannesalter zur französischen Revolution und zu Napoleon Stellung nehmen müssen. Da sein ganzes Sinnen und Trachten als Künstler darauf gerichtet gewesen ist, das Erlebte zum vollsten und reinsten sprachlichen Ausdruck zu bringen, die Wahrheit in Dichtung umzusetzen, so wird er seit 1789 unablässig bemüht sein, dieses Stoffes Herr zu werden.

Schon die blosse Aufzählung der bezüglichen Werke macht Dieses augenscheinlich. Den Reigen eröffnet »Der Gross-Cophta«, dem bekanntlich die berühmte Halsbandgeschichte am Versailler Hofe zu Grunde liegt, in welcher der sicilianische Schwindler,

der sich Cagliostro nannte, die bodenlose Sittenlosigkeit des Adels nutzte, um Einen der ruchlosesten desselben, den Cardinal Rohan, auszuplündern, wobei die völlig unschuldige Königin Marie Antoinette in den Augen der bethörten Menge zu einer Dirne gestempelt wurde.

»Schon im Jahre 1785«, erläutert Goethe abermals selbst in den »Annalen oder Tag- und Jahresheften«, »hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, dass Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, dass ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei.« Je klarer und unbefangener Einer die Gegenwart erfasst, desto weiter blickt er in die Zukunft. Dieses Prophetenamt steht Niemandem besser an, als dem gottbegnadeten Dichter.

In dem »Bürgergeneral« versuchte Goethe die Volksverführer, die demagogischen Wähler, zu entlarven. In den »Aufgeregten« hält er den Besitzenden und Bevorzugten ihre Pflichten vor Augen. Er wurde von den Weltereignissen dermassen ergriffen, dass er dieselbe aus nächster Nähe zu schauen unternahm. Wir sehen ihn 1790, zur Zeit des Todes Kaiser Josephs II., dessen rastloser Cäsarensinn nahe daran gewesen war, einen allgemeinen europäischen Krieg zu entzünden, mit Karl August im Kriegslager zu Reichenbach, wo indess Preussen und Oesterreich sich die Hand zum Bunde gegen die drohende Revolution reichten. Den Kriegszug beider im Jahre 1792 gegen Paris hat Goethe nicht nur mitgemacht, sondern in seiner »Campagne in Frankreich« als Geschichtsschreiber überliefert. Desgleichen die »Belagerung von Mainz«. — »Die Unterhaltungen der Ausgewanderten« behandeln den nämlichen Gegenstand. — Auch in der Ferne war ihm der Riss, der damals durch die alte europäische Welt ging, beständig nahe: sogar in den »venetianischen Epigrammen« aus dem Jahre 1790 schreibt er »die Capitel des Buches«, das die europäischen Fürsten und Völker damals lebten. — »Reinecke Fuchs« ist ihm die »unheilige Weltbibel«, in welcher er all seinen Unmuth über die Menschen, wie sie sich und ihm das Leben verleideten, in Form der Thierfabel zum heiteren Ausdruck bringen und so überwinden konnte. Alle diese Versuche, der Zeitgeschichte Herr zu werden, sind jedoch nur so viele Anläufe gewesen, welche zu dem dichterischen Meisterwerke führten, das Goethe an der Seite Schillers, mit dem er sich wieder auf die Höhe des Parnasses aufschwang, fertigte, zu »Hermann und Dorothea«. — Allein selbst hiermit hatte sich der Rastlose nicht genug gethan. In der »Natürlichen Tochter« wird er noch einmal die ganze »Revolution« zusammen zu fassen, sie in eine typische Formel zu bringen suchen. Er hatte seinen Flug dieses Mal jedoch zu hoch genommen und verlor sich im Reiche der Schatten; er wurde zu abstract, die dichterische Gestaltung aber ist ihrem eigensten

Wesen nach concret, und so ist diese Dichtung ein Fragment geblieben; wir besitzen nur den ersten Theil der geplanten Trilogie. Wie der »Westöstlichen Divan« die napoleonische Kriegszeit widerspiegelt, haben wir bereits gesehen. Zur Siegesfeier in Berlin, nach Abschluss der Freiheitskriege, dichtete Goethe »Des Epimenides Erwachen.«

»Und wir sind alle neugeboren,
Das grosse Sehnen ist gestillt.
Bei Friedrichs Asche wars geschworen,
Und ist auf ewig nun erfüllt.«

Wie Derjenige, dem Viele bis auf den heutigen Tag nicht verzeihen können, dass er als 64jähriger nicht mit dem 23jährigen Theodor Körner um die Siegespalme gerungen habe, einen Blücher zu schätzen gewusst hat, bezeugt die Inschrift für dessen Denkmal:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewusst und Gross
So riss er uns
Vom Feinde los!

Der Nationaldichter fühlte sich mit dem Nationalhelden im Innersten verwandt, ergänzen sie sich doch in ihrer Einwirkung auf ihr Volk auf das Glücklichsste!

»Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.«

Selbstverständlich hat Goethe diese Weltereignisse auch in den beiden grossen Dichterwerken verarbeitet, mit denen er sich während der letzten 40 Jahre seines Lebens unausgesetzt getragen hat. »Wilhelm Meister's Wanderjahre« gipfeln in dem Bestreben, das Ergebniss derselben im Leben des Einzelnen fruchtbar zu machen. Der zweite Theil des »Faust« endlich hat dieselben zum Gegenstande, insofern sie das ganze Volksleben, insbesondere das Deutsche Reich, umgestaltet haben. Faust gehört der neuen Zeit an, er wird erlöst, indem er sich ohne Rückhalt voll und ganz in den Dienst der Gemeinschaft stellt, in diese aufgeht. Durch das Land, welches er mittels eines Damms dem Meere erst hat abgewinnen müssen (wie in den deutschen Niederlanden) hat er vielen Millionen Räume eröffnet, »nicht sicher zwar doch thätig — frei zu wohnen.«

»Da rase draussen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschiessen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verschliessen,
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss,
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein künft'g Jahr.«

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Geniess' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Wie hier sein Faust, so hat Goethe selbst, als er kurz vor seinem Tode das Manuscript des zweiten Theiles versiegelte, sein Tagewerk als Held zu Ende geführt. Sein Sinnen und Trachten ist dabei bis zuletzt auf das Diesseits gerichtet geblieben, das Erdenleben durch Hingebung und Thatkraft fruchtbar und dadurch dauernd zu gestalten, blieb ihm das Höchste.

»Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.«

Die Worte, welche noch der erblindete Faust als Herrscher an Diejenigen richtet, welche er anleitet, sind den kommenden Geschlechtern zugerufen, welche von seinem Geiste beseelt, seine Ideen verwirklichen sollen.

»Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Lasst glücklich schauen, was ich kühn ersann!
Ergreift das Werkzeug, Schaufel, rührt den Spaten!
Das Abgesteckte muss sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiss
Erfolgt der allerschönste Preis;
Dass sich das grösste Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tausend Hände.«

Dieser Geist Goethe's war in seinem Endziel so sehr auf die That, auf die Politik gerichtet, dass ihm, dem Dichter, die Herrscherthat eines schöpferischen Staatsmannes, der als solcher freilich auch ein Künstler sein muss, die Organisation des Staatswesens, des »Menschengeistes Meisterstück« dünkte. Goethen ist nicht vergönnt gewesen, gleich seinem Faust, im grossen Stil als solcher zu wirken (obgleich er es im Kleinen, in Sachsen-Weimar, nicht ohne Erfolg gethan hat), nicht vergönnt gewesen, gleich Stein, die Wiedergeburt seines Volkes unmittelbar anzubahnen, gleich Blücher, Schlachten zu schlagen, hat er als »Dichturfürst« deswegen für sein Volk weniger gethan? Wiegt das Geistesreich, das er uns erschlossen, uns und der ganzen Menschheit, nicht jedes andere auf? Kann die Spur von seinen Erdetagen in Aeonen untergehen?

»Welchen Engländer«, ruft Thomas Carlyle, der Freund Goethe's und Biograph Schiller's, in einem seiner Vorträge über Heldenverehrung, »welchen Engländer, den

je unser Land erzeugt, welche Million Engländer würden wir nicht lieber hingeben als diesen Stratford Bauersmann? Es gibt kein Regiment hoher Herrschaften und Herren, um die wir ihn verkaufen würden. Es ist das Grösste, was wir noch geleistet haben. Für unsere Ehre unter fremden Nationen, als eine Zierde unseres englischen Heimwesens, welchen Besitz würden wir nicht lieber abtreten als ihn? Man bedenke: wenn wir gefragt würden, wollt ihr euer indisches Reich oder euren Shakespeare aufgeben, ihr Engländer? nie ein indisches Reich oder nie einen Shakespeare gehabt haben? Es wäre in der That eine ernsthafte Frage. Amtspersonen würden ohne Zweifel in amtsmässiger Sprache Antwort geben; aber würden nicht auch wir, für unsern Theil, zu antworten gezwungen sein: Indisches Reich oder kein indisches Reich, — wir können Shakespeare nicht entbehren! Das indische Reich wird jedenfalls einmal von uns gehen; aber dieser Shakespeare geht nimmer von uns, er verharrt ewig bei uns; wir können von unserem Shakespeare nicht lassen!

Was den Engländern ihr Shakespeare, das ist uns Deutschen unser Goethe. Für einen Grillparzer, der als Oesterreicher ausserhalb des engeren Reiches stand, war Goethe — Deutschland. Dieses könne, wie Grillparzer meinte, untergehen, wie das alte Griechenland untergegangen ist, und würde in Goethe dennoch fortleben. — Der Streit, ob Goethe oder Shakespeare der grössere Dichter sei, ist insofern ein müssiger, als Goethe selbst denselben längst entschieden hat. Er hat sich nicht nur an Shakespeare gebildet, derselbe hat ihm bis zuletzt als »Stern der höchsten Höhe« vorgehwebt, zu dem er als zu einem Unerreichbaren voll Bewunderung und Begeisterung, Demuth und Ehrfurcht aufgeblickt hat. Der Abstand zwischen Beiden ist durch den Culturstand und den nationalen Untergrund, auf dem sie stehen, bedingt. Shakespeare steht am Ausgang des Zeitalters der Renaissance und der Reformation, als deren höchste Blüthe. Die Begeisterung der Engländer für ihre grosse Königin, vor deren Blicken die spanische Armada, welche England vernichten sollte, in alle Winde zerstob, hat ihm nicht nur für seine historischen Dramen die Dichterbrust geschwellt. In ihm ist das Zeitalter der Elisabeth verkörpert, in welchem England der Schirm und Hort war der europäischen Cultur und der sie bedingenden Freiheit, auf welches heute noch jeder Engländer mit gerechtem Stolze und nicht ohne Sehnsucht zurückblickt. Goethe dagegen gehört dem 18. Jahrhundert an, in welchem Voltaire und die Encyclopädisten, die seichten Pariser »Aufklärer« den Ton angaben. Friedrich der Grosse selbst, der deutsche Nationalheld! huldigte ihnen und sprach nur ihre Sprache. Die Verfassung des römischen Reiches deutscher Nation war eine solche, dass Patrioten in ihrer Verzweiflung die Frage aufwarfen, ob die Deutschen überhaupt eine Nation seien? Goethe selbst hatte noch in Leipzig mit Vorliebe französische Verse geschmiedet und war nach Strassburg gegangen, um von dort aus vielleicht nach Paris überzusiedeln! Die Verwüstung und Barbarei des 30jährigen Krieges, dem der 7jährige nur zu ähnlich sah, hatte das Deutschland der Reformationszeit, welches der Brennpunkt der europäischen

Geistescultur geworden war, in ein Leichenfeld und einen Trümmerhaufen verwandelt. Goethe selbst hatte dasselbe in seinem Götz gleichsam erst frisch ausgraben und neu beleben müssen. Lessing und Herder hatten ihm hierzu die Wege gebahnt. Was Talent und Energie irgend vermochten, haben damals die einzelnen Geistesheroen wahrlich gethan, allein die Poesie bedarf, wie Goethe es nur zu wohl wusste, des nationalen Gehaltes, eines kraftvollen Volksthums, wie es sich nur in einem entsprechenden Staatswesen auszubilden und aufrecht zu erhalten vermag. Friedrich der Grosse hatte keinen Nachfolger. Auf dem Schlachtfelde bei Jena brach 1806 seine Schöpfung jählings zusammen, und mit ihr das Rückgrat Deutschlands. Dem Dichtergreis in Weimar-Jena schwand gleichsam der Boden unter den Füßen, er flüchtete in den Osten, »Patriarchenluft zu kosten«. Er brachte von dorthier köstlichen Samen, herrliche Früchte, die er in den deutschen Garten pflanzte, wo sie, als das furchtbare Unwetter sich verzogen hatte, über alle Erwartung gedeihen und immer neue Blüten treiben sollten. Zu hoffnungsfreudigen Helden- und Freiheitsgesängen, wie er sie einst in seinem Götz und Egmont angestimmt hatte, konnte ihn sein geknechtetes und zerfahrenes Volk unmöglich begeistern. Der junge Kleist, der als Brandenburger wenigstens eine heroische Vergangenheit in sich trug, ist, indem er Angesichts dieser Katastrophe seines Volksthums die Verzweiflung der Vaterlandsliebe zum Ausdruck zu bringen suchte, darob wahnsinnig geworden, und hat seinem Dasein ein gewaltsames Ende bereitet.

Schon Schiller hatte, um Helden zu gestalten, in die Fremde flüchten müssen, wie in seinem »Fiesco« und »Don Carlos«, so später in der »Jungfrau von Orleans« und im »Wilhelm Tell«. Auf heimathlichem Boden spielen nur die »Räuber«, »Kabale und Liebe« und der »Wallenstein«. Seine »Räuber« haben sich durch die Helden gestalten des Plutarch gegen das »Tintenklecksende Jahrhundert« in Wuth versetzen lassen; sie sollten, wie Schubart es gewünscht, beweisen, dass es nicht nur englische tapfere Jünglinge gebe, sondern auch deutsche. »Kabale und Liebe« hat den Musiker Millner zum Helden, der Nichts besitzt, als das Recht und das Heiligthum seiner Stube, die er vor der Willkür des Fürsten und seiner Diener zu vertheidigen versucht, seine Landsleute werden von ihrem »Landesvater« wie Vieh als Söldner verschächert; eine Engländerin muss die Ehre des Menschthums retten, indem sie den allmächtigen deutschen Fürsten beschämt. Der tapfere Ferdinand, abermals ein deutscher Jüngling, der nicht hinter dem englischen stehen will, befindet sich, als Sohn des Präsidenten, in diesem Chaos von Ungeheuerlichkeiten, in diesem rechtlosen Zustande, schliesslich so allein und ohnmächtig, wie der arme Musiker und seine Tochter, ihm bleibt am Schlusse Nichts übrig als — Selbstmord! Der »Wallenstein« endlich ist die Geschichte des dreissigjährigen Krieges, der grössten Erniedrigung, der Verwüstung Deutschlands. Schiller starb, da er abermals fremdländische Heldenthaten zu verewigen unternommen hatte. Unter dem Eindruck des Todes Friedrichs des Grossen hatte er einst ein Epos geplant, welches die Thaten des »Einzigens« widerspiegeln sollte, allein

die Zeiten waren offenbar schon damals nicht mehr darnach; die deutsche Kernnatur mit französischem Schliff war an sich schwer zu behandeln; es blieb bei dem Plane. Kurz vor seinem Hingang, im Mai 1805, beschäftigte sich Schillers Genius mit einem Werke über die napoleonische Herrlichkeit als — Polizeistaat, d. h. mit Deutschland als Zuchthaus. Was Wunder wenn er, wie Goethe bereits zur Zeit seiner Iphigenie, sich immer mehr in das Reich der Ideale flüchtete! Sein früher Tod war für seinen hochfliegenden Genius eine Erlösung aus einer Stickluft, in welcher derselbe nicht mehr hätte frei athmen und seine Adlerschwinge breiten können. Goethe stand fortan allein inmitten des Zusammenbruchs der Nation, deren Herzschlag sein Dasein beherrschte.

Der glücklichere Shakespeare hat übrigens am Ausgang seines Lebens, ja eigentlich schon in der Mitte desselben, offenbar Aehnliches erlebt und erlitten. Mit Elisabeth starb 1603 der letzte Sprössling aus dem Hause Tudor, welches den Bürgerkrieg der weissen und der rothen Rose zum Abschluss gebracht und solcherweise die nationale Grösse Englands angebahnt hatte. Ihr folgte der Sohn ihrer unglücklichen Rivalin, der Maria Stuart. Damit begann der Zersetzungsprocess des englischen Königthums, wie es die Tudors neu begründet hatten, der zur völligen Auflösung in der Revolution führte. Den Höhepunkt ihrer Macht und ihres Glanzes hatte überdies Elisabeth zur Zeit ihres Todes bereits mehrere Jahre hinter sich. Schon sammelten die unerbittlichen Puritaner ihre Schaaren, mit denen sie gegen die absterbende Cultur des Zeitalters der Elisabeth, welche nach Vollendung ihrer Blüthe naturnothwendig dahinwelken musste, Sturm laufen sollten. Diese Puritaner waren nirgends mächtiger als in der Hauptstadt, an der Themse, wo das Theater Shakespeare's und seiner Genossen stand. Sie waren die Todfeinde seiner Kunst, auf die der Jünger Apolls seine schärfsten Pfeile abgeschneit hat. Shakespeare ist mit Elisabeth und ihrem Zeitalter gealtert und hat nach ihrem Tode gegen den Ansturm seiner Feinde von Jahr zu Jahr weniger Stand zu halten vermocht, bis er von der Bühne, welche er jahrelang als Souverain beherrscht hatte, geradezu verdrängt wurde und sich auf die heimathliche Scholle nach Stratford zurückzog. Er selbst hat uns diese tragische Wendung seines Geschickes im »Sturm« erzählt, dass darob Keiner, der ihn versteht, sich der Thränen zu erwehren vermag. Schon vordem waren seine Dichterwerke immer finsterner und finsterner, immer herzzerreissender geworden. Auf Hamlet war Othello, auf diesen Macbeth, auf Macbeth endlich König Lear gefolgt. Die Tragödie seines Lebens war eben die seiner Zeit. Die Puritaner, welche ihren politischen König geköpft haben, haben auch den Dichterkönig entthront. Hätten seine treuen Kameraden seine Werke nicht noch rechtzeitig (1623) in Sicherheit gebracht, indem sie dieselben sammelten und druckten, würden wir heute nur einen Rumpf des Riesen besitzen, viele der herrlichsten seiner Stücke würden gänzlich fehlen. Ist doch bis auf den heutigen Tag keine einzige Zeile von seiner Hand aufgefunden worden! — Dass er selbst so sorglos gewesen zu sein scheint bezüglich der

Drucklegung seiner Werke dürfte auf die Unmittelbarkeit derselben zurückzuführen sein: im Drang seiner Schöpferkraft hatte er nur eben Musse genug, das, was die Zeit und somit auch ihn so übermächtig bewegte, im Spiegel seiner Seele aufzufangen; kaum war ein Stück fertig, so hatte ihn bereits das nächste gepackt. War er doch Dichter, Schauspieler und Bühnenmeister in einer Person. Eben dieses macht seine Dichtung so unvergleichlich lebendig. Je lebendiger aber dieselbe war, desto mächtiger musste die Ader der Zeitgeschichte in ihm pulsiren. Während Goethe's Meisterschaft volle 60 Jahre ausfüllt, drängt sich diejenige Shakespeares in höchstens 25 Jahre zusammen, von denen er mindestens die letzten 5 in der Zurückgezogenheit zu Stratford verlebt hat. Er fühlte sich früh altern und ist kaum 52jährig gestorben. Sein Genius hat trotzdem gleich demjenigen Goethe's seinen Kreislauf vollendet, alle Entwicklungsphasen des geistigen Ausdrucks von dem Naturalismus bis zur reinsten Symbolik durchlaufen. Er hat wie der Dichter des Faust sein Tagewerk mit klarem Bewusstsein abgeschlossen, sein letztes Wort gesprochen. Wie Goethe im zweiten Theil des Faust sein künstlerisches Bekenntniss bezüglich seiner Stilart niedergelegt hat, so Shakespeare das seinige in »Cymbeline«. Die Aufgabe, die er sich selbst gesetzt und in so wunderbarer Weise gelöst hat, bestand darin, mit Hilfe der am Hofe erblühten Kunst, die Volksbühne und damit die Volksmasse selbst, womöglich zur Höhe derselben empor zu heben, seinen Landsleuten die Segnungen der Wiedergeburt der Kunst der alten Griechen und Römer und zugleich der religiösen Wiedergeburt, wie sie im Germanenthum durch Luther in die Erscheinung getreten war, zu Theil werden zu lassen, wie er sie an sich selbst empfand. Es war ein Versuch, die Kluft zu füllen, die den Königsthron mit seinem Hofstaat von dem Volke in England trennte. Wohl ist dieses dem Herrlichen geglückt, allein zunächst nur im Königreich seines Geistes, für die späteren Geschlechter. Er ist heute in der englischen Hütte so einheimisch wie im Palaste. Wer ihn liest und versteht, dem wird der Bettler zum König und der König zum Bettler. Sein Reich wächst von Tage zu Tage. Jeder, der überhaupt lesen lernt, sitzt zu seinen Füßen, tritt mit seinem Genius in Berührung und kann, wenn er der Rechte ist, zu einem beredten Jünger des Meisters werden, der seine Offenbarung zündend weiter verkündet. Seine Werke sind längst den Lenkern seines Volkes der ergiebigste Quell für ihre Geisteskraft und Bildung geworden. Allein damit es dazu kam, musste erst jene furchtbare puritanische Revolution obsiegen, welche ihm sein Dasein so bitter verleidet hatte. Seine Dichtung musste, bevor sie sich solcherweise verwirklichen konnte, gleichsam erst wieder zur Wahrheit werden, d. h. durch die Ereignisse und Erlebnisse der Heranwachsenden in ihrem unvergänglichen Werthe bestätigt werden, nicht nur auf den Brettern, welche die Welt »bedeuten«, sondern auf der Weltbühne selbst.

Wie das Königthum, an welchem Shakespeare sich empor gehoben hatte, im Chaos der grossen Revolution um die Mitte des 17. Jahrhunderts untergegangen schien, so auch der englische Dichterkönig selbst, jedoch nur, um wieder zu erstehen

und schliesslich durch die zweite Revolution im Jahre 1688, als das Königthum wieder mit dem Volkswillen in Einklang gebracht wurde, zur vollen Herrschaft zu gelangen.

Als der junge Voltaire zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach London kam, war Alles, was er sah und hörte, bereits »Shakespeare und kein Ende!« Selbst er, der Franzose, der Epigone des Zeitalters Ludwigs XIV., konnte sich der Einwirkung desselben so wenig entziehen, dass er als Dramatiker ihm nachzueifern (oder vielmehr ihn nachzuäffen) unternahm, allerdings um ihn später, nachdem er den Staub des englischen Bodens längst von den Füssen geschüttelt hatte und wieder Versailler Hofmann und Pariser Akademiker geworden war, als einen Halbwilden und Hanswurst zu höhnen, wodurch Voltaire jedoch nur seine eigene Hohlheit und Armuth an den Tag gelegt hat. Was ihn von dem englischen Dichterkönig trennte, war nichts Geringeres, als was das englische Volkswesen und die Königin Elisabeth von den Franzosen und ihrem Ludwig XIV. scheidet, welcher mit der Austreibung der Hugenotten die Reformation in Frankreich austilgte. Erst die französische Revolution hat diese Scheidewand einzureissen begonnen. Victor Hugo, der Franzose mit dem deutschen Namen, hat allerdings als politischer Flüchtling auf der Insel Jersey, die unter englischer Hoheit steht, im Anblick der Meereswogen, die sich einst im Auge Shakespeares spiegelten, dessen wahre Grösse oder wenigstens das Unermessliche derselben geahnt. Das hat jedoch einen Taine, den vielbewunderten Literarhistoriker, welcher sich vorgesetzt hat, die Dichter aus ihrer Nation und Zeit heraus zu begreifen, nicht abgehalten, Shakespeare wie einen Leichnam auf den Anatomietisch zu legen und in einer Weise zu seciren, dass der alte Voltaire selbst seine diabolische Freude daran gehabt hätte.

Den Vers, welchen Goethe den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniss des »Westöstlichen Divan« als Motto vorangestellt hat, kann der Literaturhistoriker nicht genug beherzigen:

»Wer das Dichten will verstehen,
Muss in's Land der Dichtung gehen:
Wer den Dichter will verstehen,
Muss in Dichters Lande gehen.«

Wie der Dichter mit seinem Volksthum, so ist dieses mit ihm unauflöslich verwachsen. »Möglich, dass Shakespeare grösser ist als Goethe;« sagt D. Fr. Strauss in seiner klassischen Weise, »möglich auch, dass der Sirius grösser ist als unsere Sonne; aber unsere Trauben reift er nicht.« Shakespeare steht uns Deutschen so nahe, weil auch er von Rasse Germane ist und unsere eigenen Klassiker sich an seinen Werken genährt und emporgeschwungen haben. Unserm Bismarck, dem gewaltigen Recken, der uns das Reich geschmiedet hat, ist Shakespeare's Hamlet, offenbar weil auch dieser auf deutschem Boden wurzelt und aus dem deutschen Volksgeiste heraus

geboren ist, ebenso geläufig wie Goethe's Faust: er hat als Kanzler Beide oft genug im Deutschen Reichstage im Munde geführt. Die Engländer sind ihm: »Unsere Vettern zur See«. Allein als er eines Tages meinte, er könne wie ein Robinson auf einer menschenleeren Insel mit seinem Genius allein leben, mit nur wenigen Bücherbändchen, begehrte er hierzu nicht Shakespeare, sondern Goethe.

Auch der Freiherr vom Stein hat in den Tagen, da die Zukunft der deutschen Nation auf ihn gestellt war, im Drange der Geschäfte Zeit gefunden, Goethe's Faust, bald nach dessen Erscheinen, in sich aufzunehmen, die Vaterlandsliebe seiner thatkräftigen Mannesseele an der unvergleichlichen Dichtung zu stärken und zu erquickern. Held und Dichter gehören nun einmal zusammen. E. M. Arndt hat uns in der lebensvollen Geschichte seiner Wanderungen mit dem Freiherrn, den unvergesslichen Anblick überliefert, da er Stein und Goethe, die beiden grössten Deutschen damals und auf lange hinaus, im Kölner Dom zusammen hat stehen sehen, wie in Walhalla! Es war 1815, nach dem Wiener Congress, auf welchem das deutsche Kaiserreich, wie es Stein in sich trug, so gründlich verschüttet worden ist, dass dem hochherzigen Reichsritter, für den in Preussen unter Friedrich Wilhelm III. kein Platz war, nichts übrig blieb, als sich auf das Schloss seiner Väter im Lahnthal zurück zu ziehen und die Urkunden der alten deutschen Kaiserzeit und ihrer Herrlichkeit zu Tage zu fördern, um die grosse Vergangenheit den Stumpfsinnigen und Lahmherzigen wieder in's Gedächtniss zu rufen. Goethe, der damals an den Rhein, in die engere Heimath geeilt war, um von derselben gleichsam wieder Besitz zu nehmen, zog sich seinerseits in die Stille seiner Arbeitsklausen zu Weimar zurück, hier hatte er wenigstens seinen Karl August, dem es mit der deutschen Nation heiliger Ernst war und der, weit über die Grenzen seines Grossherzogthums hinaus, bis zum letzten Athemzuge nicht aufgehört hat, ihre Blüthe nach Kräften zu fördern. Goethe wusste, was er an Demjenigen hatte, der ihm »August und Mäcen« war in einer Person, nur zu wohl.

»Klein ist unter den Fürsten Germanien's freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mässig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach aussen die Kräfte
Jeder! Da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.«

Je näher wir zusehen, je tiefer wir in das Wesen der Dichtkunst, des Dichters und seiner Werke eindringen, je mehr wir diese von Grund aus verstehen wollen, desto klarer tritt zu Tage, wie dieses ohne Kenntnissnahme der politischen Geschichte und der Wechselbeziehung beider zu einander unmöglich ist. Es ist nicht anders: Wer die Lebensgeschichte eines Dichters darlegen, seine Werke als deren höchstes Erzeugniss in ihrem Zusammenhange erfassen will, muss, wie Goethe selbst es fordert, dessen Jahrhundert kennen. Wie der politische Geschichtsschreiber die Literatur-

geschichte, so muss der Literaturhistoriker nothwendig auch die politische Geschichte beherrschen. In beiden Fällen wird Derjenige, welcher den Zusammenhang beider, ihre Identität am klarsten erkennt und veranschaulicht, seine Aufgabe am besten erfüllen.

Liess schon die Verbindung der politischen Geschichte mit der Literaturgeschichte zur Zeit zu wünschen übrig, so ist dieses bezüglich der Verknüpfung der Literaturgeschichte mit der politischen noch weit mehr der Fall, zumal als Lehrfach an unseren Hochschulen. Dass die Literaturgeschichte an der Universität in Heidelberg erblüht ist, indem die Historiker Schlosser und Gervinus sich derselben mit Epoche machendem Erfolge annahmen, dieselbe als wissenschaftliche Disciplin erst begründeten, scheint vergessen zu sein. Obgleich der Lehrstuhl Schlossers und Gervinus' nacheinander von Historikern besetzt worden, welche wie Häusser, Treitschke und Erdmannsdörffer zu den gediegensten Kennern der »schönen« Literatur gehören, ist die Literaturgeschichte auch dort, wie überall, als Lehrfach immer ausschliesslicher den Sprachforschern zugewiesen und damit ihrem naturgemässen Nährboden entzogen worden. Dies gilt insbesondere von der vaterländischen Dichtung und der Art und Weise, wie die meisten Germanisten dieselbe behandeln. Den Einzelnen trifft dabei keine Schuld. Nirgends liegt die zersetzende Wirkung der immer weiter ausschweifenden Specialisirung, welche auch die bescheidenste »Universitas« illusorisch zu machen droht, nackter am Tage, als gerade auf diesem Gebiete. Die Sprache an sich, Wort- und Satzgefüge sind immer ausschliesslicher Gegenstand der Germanistik geworden. Vollends seitdem die vergleichende Sprachforschung sich zu einer grundlegenden Disciplin zu entwickeln begonnen hat, seitdem zur Wortlehre die Lautlehre, zur Sprachkunde die Sprechkunde hinzugekommen, die Sprachforschung in Linguistik übergegangen ist. Dadurch ist nicht nur der Gegenstand, sondern auch die Methode eine andere geworden: an Stelle der historischen, der philosophisch-psychologischen, ist die naturwissenschaftliche, die anatomisch-mikroskopische, getreten. Für diese ist die Gedankenwelt und deren künstlerische Ausgestaltung zur Dichtung so wenig vorhanden, wie für den Anatomen am Secirtisch, dem es völlig gleichgültig sein kann, ob er das Gehirn eines Shakespeare unter seinem Messer hat, oder dasjenige eines Mörders, dessen Kopf durch den Scharfrichter vom Rumpfe getrennt worden ist; die Beschaffenheit des letzteren wird ihm vielleicht wichtiger sein. So kann dem Sprachvergleich die armseligste Sprache eines Wilden wichtiger sein, als diejenige des schönsten Gedichtes in einer der höchstentwickelten Cultursprachen. Aber auch der Germanist, der noch nicht von der Linguistik absorbiert worden ist, befindet sich bei dem Umfang, den sein engeres Wissensgebiet gewonnen hat, namentlich wenn man die Alterthumskunde dazu nimmt, heute der Dichtkunst gegenüber in übler Lage. Wie unter den politischen Historikern die Urkundenkenner, Sammler und Sichter, die Archivare immer zahlreicher, die Geschichtsdarsteller immer seltener werden, so gibt es unter denen,

welche berufen sind, die Literaturgeschichte mit zu vertreten immer mehr Grammatiker, Lexikographen, Textkritiker und Herausgeber, mehr Sprachforscher und weniger Literaturhistoriker. Selbst eine Riesenkraft, wie diejenige Wilhelm Scherer's reichte nicht hin, beide Disciplinen zu beherrschen. Er selbst, der sich immer entschiedener der Literaturgeschichte zugewandt, beklagte nichts so sehr, als dass es ihm an der wünschenswerthen historisch-philosophischen Grundlage fehle, mit andern Worten, dass er als Student seinen Ausgangspunkt zu ausschliesslich von der Sprachwissenschaft genommen habe, anstatt von der Philosophie und Geschichte.

Zweckmässiger als mit der Germanistik, Angesichts der Richtung, welche diese nun einmal genommen hat, dürfte die Verknüpfung der vaterländischen Literaturgeschichte mit der altklassischen Philologie sein, wenigstens wo diese Disciplin nicht auch schon begonnen hat, von der Sprachvergleichung zersetzt zu werden. Wie z. B. bei Michael Bernays und G. Wendt, welch Letzterer das Fach eine Zeit lang an hiesiger Hochschule vertreten hat.

Im Uebrigen ist die neuere Literaturgeschichte, insbesondere auch die vaterländische, in dem Lande Lessing's, Herder's, Goethe's und Schiller's Jahrzehnte hindurch an den deutschen Universitäten als ein wahres Aschenbrödel behandelt worden, für welches am Tische des Hauses kein Platz vorhanden. Sogar ein Hettner hat sich seiner Zeit, in Ermangelung eines vollgiltigen Lehrstuhls für dieselbe, von diesem Lehrfach, für welches er nicht nur als Schriftsteller, sondern vor allem auch als Docent in seltener Weise befähigt war, abgewendet und bis zu seinem Hingang als Kunsthistoriker an der Akademie zu Dresden gewirkt.

Auch heute noch gibt es nur ganz vereinzelt Lehrstühle für Literaturgeschichte als solche. Dies ist um so mehr zu beklagen, als, wenn irgend Etwas die »Universitas«, die täglich mehr schwindet, und mit ihr die Einheit von Wissenschaft und Kunst zu retten vermag, es unsere Klassiker sind. In ihnen kommt auch der Widerstreit zwischen Wissenschaft und Religion, die nichts weniger als unausgleichbare Gegensätze sind, am wirksamsten zum Austrag. Nichts ist so sehr dazu angethan, Kopf und Herz, Denken und Wollen im Einklang mit einander zu erhalten, wie das Studium der Werke unserer Dichter, das Aufgehen in ihren Geist. Wie sie die höchste Blüthe der Cultur in sich verkörpern, so pflanzen sie dieselbe auch fort. Schiller — und darin stimmte ihm Goethe freudig bei — wusste dem entarteten Geschlecht seiner Zeit nicht anders aufzuhelfen, als mittels der »ästhetischen« Erziehung. Von seinen Idealen getragen, haben die Freiheitshelden das napoleonische Joch gebrochen, an ihnen werden sich alle kommenden Geschlechter immer wieder erquicken und erheben können.

Unter solchen Umständen ist es in hohem Masse verdienstlich gewesen, dass einzelne Philosophen sich der von der Philologie zersetzten, von den Historikern preis-

gegebenen Dichtung angenommen haben. Bildet doch die Aesthetik die natürliche Brücke hinüber in die »schöne« Literatur. Vollends in den Händen eines Aesthetikers von Fach, wie Friedrich Vischer, der obendrein selbst Dichter war, ist dieselbe gut aufgehoben gewesen. Nicht minder bei Kuno Fischer, welcher nicht nur in einer langen Reihe meisterhafter Schriften, sondern auch mit zündender Beredsamkeit vom Katheder aus, wie einst viele Jahre in Jena, so seither in Heidelberg, an den beiden klassischen Stätten, wo man unsere Klassiker nicht hintansetzen kann ohne sich auch noch gegen den *genius loci* zu versündigen, ihren Geist zu pflegen nicht müde geworden ist. Auch Haym, der Geschichtsschreiber der Romantiker und Biograph Herders, und Johannes Volkelt, der geistvolle Interpret Grillparzer's, gehören in diese Reihe.

Aus dem Ausgeführten ergibt sich, dass es im Interesse beider Disciplinen, sowohl der Geschichte wie der Literatur, rathsam sein dürfte, dieselben so eng als möglich mit einander zu verknüpfen, wenn thunlich in einer Professur zu vereinigen, wie zur Zeit in Karlsruhe. Jedenfalls wäre zu wünschen, dass in Anbetracht des Entwicklungsganges, den die Germanistik und die Philologie überhaupt mehr und mehr genommen, bei Besetzung der betreffenden Lehrstühle an den Universitäten in Zukunft nicht sowohl die Philologen, als vielmehr die Historiker und Philosophen die Ausschlag gebende Stimme hätten.

